

Beweise für geistige Begabung der Fische.

Über das Geistesleben der Fische haben neuere Beobachtungen interessante Tatsachen festgestellt. Die meisten dieser Beobachtungen beziehen sich auf die Liebe und Fürsorge für die Nachkommenschaft. Man hat gefunden, daß bei vielen Arten die Männchen in Bezug auf Sorgfalt für die Jungen eine ebenso große Rolle spielen, als die Weibchen. Bei den Stichlingen zum Beispiel ist dem Männchen allein die Bewachung und Bewahrung des Nestes überlassen. Mit Geschicklichkeit wissen die Eltern das Nest mehr oder weniger dem Eindringen des Wassers zu öffnen, indem sie durch besondere Bewegungen ihres Körpers das erstere durch einen Strahl Wasser bespülen.

Vorzügliche Beispiele liefert hierfür die Gattung „Schlangentopf“, welche in Ostindien zu Hause ist. Bei diesen ist es des Männchens alleinige Pflicht, das Nest herzurichten und für die hilflosen Jungen Sorge zu tragen. Ferner kann der Stichling auch leicht angeleitet werden, auf den Ruf zu hören und herbeizukommen. Ebenso hat man Fälle von Gattenliebe festzustellen vermocht, wo das Männchen unverrückt an demselben Platze im Waße verblieb, von wo das Weibchen entfernt worden war. Als man ein Pärchen so drei Wochen lang getrennt hielt, wurden beide Tiere krank, und sie schienen dem Tode nahe. Als sie jedoch darauf vereinigt wurden, kehrte bald die frühere Fröhlichkeit und Gesundheit zurück.

Ein Beobachter machte sich das Vergnügen, die Stichlinge eines kleinen Teiches mit kleinen, dünnen Würmchen zu füttern. So lange sie ihren Hunger noch nicht gestillt hatten, verschlangen sie die Würmer auf der Stelle, wo er sie

hingeworfen hatte. Waren sie jedoch gesättigt, so trugen sie die dann hineingeworfenen Würmer fort. Wohin? Das blieb dem Beobachter lange Zeit unerklärlich, bis er endlich eines Tages in dem zwischen Binjen und Sumpflümen errichteten, fast eigroßen Neste eines Stichlings drei Würmer fand, welche er als die von ihm hineingeworfenen erkannte.

Wie die Stichlinge, so kann man auch die Karpfen dahin bringen, daß sie auf den Ruf hören und herbeikommen. Ein Prediger besaß hinter dem Pfarrhause einen kleinen Karpfenteich. Jeden Morgen und

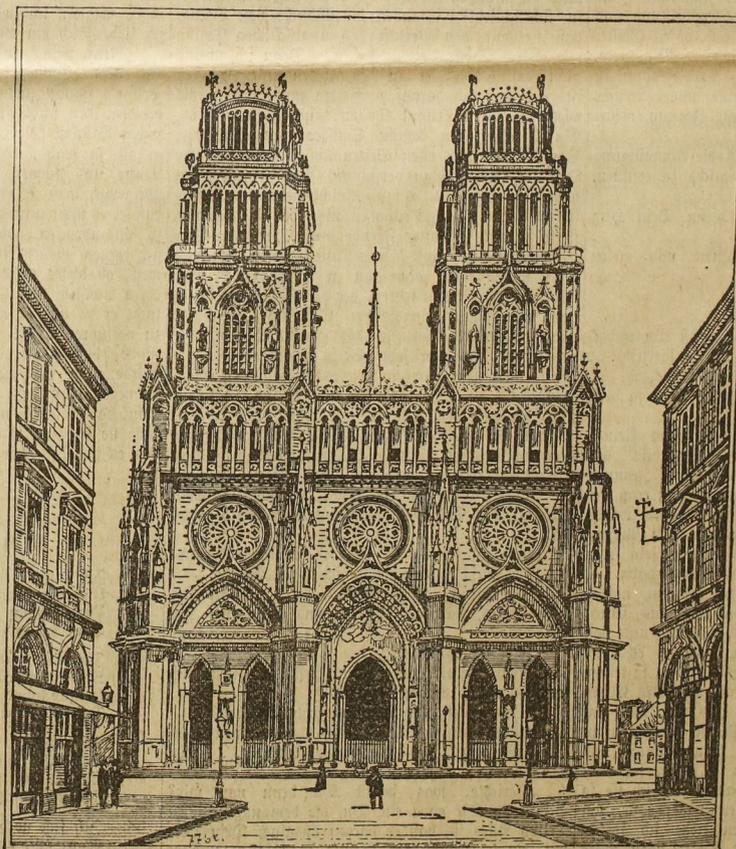
Abend spazierte er zu diesem Teiche, stellte sich auf die Brücke, die dort errichtet war, und klingelte mit einer kleinen Schelle. Kaum hatten die Karpfen das Gellengel vernommen, so kamen sie mit sichtlichiger Eile nach der Brücke, um sich füttern zu lassen. Einige von ihnen waren zuletzt so dreist, daß sie dem Prediger den Bissen aus der Hand nahmen.

Höchst anziehend ist es, Fischen im Aquarium zuzusehen, wenn sie freche Eindringlinge betriegen, sobald diese sich in die einmal als Wohnung bestimmten Plätze einmisten wollen.

Solche Kämpfe werden oft längere Zeit erbittert fortgesetzt. Deutlich kann man beim Schluß wahrnehmen, wie der Sieger eine leuchtendere, glänzendere Farbe annimmt, dagegen der Unterlegene mit fast farblos gewordenem Neuzeren — wie beschämt — davonschwimmt. Ferner ist das Verhalten gegen gemeinsame Feinde, die Klugheit etlicher Arten, sich zu Unternehmungen für das gemeinsame Wohl zu sammeln, ihre Schlaueit Nahrung zu erbeuten, namentlich kleine Fische in ihren Bereich zu locken, ein Beweis, daß die Tiere ebenso gut mit geistigen Eigenschaften ausgerüstet sind, wenn auch in geringerem Maße, als andere Geschöpfe.

Jeder weiß, daß die Fische bei ihren zeitweiligen Wanderungen stets immer wieder nach ihrer ersten Heimat zurückkehren. Die Strecken, welche sie mitunter zurücklegen, sind oft sehr bedeutend. Es wäre ihnen unmöglich, sich wieder zurechtzufinden, wenn ihnen jede geistige Begabung fehlte. Es gibt einige Fische, wie zum Beispiel die Corregonus-Arten im Jenissei, welche eine Strecke von fast tausend Meilen zurückzulegen haben, um wieder in ihre Heimat zu kommen. Wie könnten sie aber unter diesen Umständen die alte Heimat wiederfinden, wenn sie nicht mit einer guten Gabe Ueberlegung und Zurechtfindungsinne bedacht wären!

Die Kathedrale von Orleans.



Die berühmte Kathedrale von Orleans schwebt in großer Gefahr. Wie gemeldet wird, sind größere Teile von ihr, so besonders der Hochaltar, durch Einsturz vernichtet worden.

Trilby.

Aus dem Französischen übertragen von A. Börsner.

(Fortsetzung)

[Nachdruck verboten]

„Sein Bruder Colombain! wenn ich vor ihm . . . Das ist Dein Bruder! Gott der Barmherzigkeit! . . . habe Mitleid mit mir! Verzeihung! . . . Verzeihung!“ . . .

„Allerdings habe ich einen Bruder, Jeanny, einen vielgeliebten Bruder, der Gott wohlgefällig ist, für den meine Abwesenheit nur die Bedeutung einer traurigen und gefährvollen Reise hat, von der die Rückkehr beinahe sicher ist. Tausend Jahre sind auf der Erde nur ein Augenblick für denjenigen, der sich niemals von ihr zu trennen braucht.“

„Tausend Jahre, — das ist die Zeit die Konrad Dir bestimmt hat, ehe Du die Hütte wieder betreten darfst.“ . . .

„Was sind tausend Jahre der strengsten Gefangenschaft, was würde die Ewigkeit des Todes, ein Schmerz ohne Ende für eine Seele sein, die Du geliebt hast, für ein von der Vorsehung allzuweh begünstigtes Geschöpf, das nur während einiger Minuten an den Geheimnissen Deines Herzens teilnehmen konnte, für denjenigen, dessen Augen in den Deinigen einen Blick der Hingebung, auf Deinen Lippen ein Lächeln der Zärtlichkeit gefunden haben! Ach! das Nichts, die Hölle selbst, würde nur unvollkommene Qualen bieten für den glücklichen Verdammten, dessen Lippen Deine Lippen berühren, die schwarzen Locken Deiner Haare zärtlich streicheln und Deine feuchten Augenwimpern mit feinen Lippen trocken durfte, der inmitten von Qualen ohne Ende stets denken könnte, daß Jeanny ihm einen Augenblick in Liebe angehört! Kannst Du Dir solche nie endende Glückseligkeit vorstellen?“

So fällt der Zorn Gottes schwer auf diejenigen, die er strafen will! Aber von seiner mächtigen Hand geschlagen in einen Abgrund der Verzweiflung und der Klagen hinabfallen, in dem alle bösen Geister es ihm Jahrbunderte lang wiederholen: Nein, nein, Jeanny, hat Dich nicht geliebt! — Das Jeanny, ist ein ganz entsetzlicher Gedanke, eine ungeheuerliche Zukunft! — Sieh, erwäge, überlege Jeanny, meine Hölle hängt von Dir ab.“

„Denke doch daran, Trilby, daß die Einwilligung Dougals nötig ist, um Deine Wünsche zu erfüllen, und daß ohne ihn“ . . .

„Ich nehme alles auf mich, wenn Dein Herz meine Bitte erhört.“

D, Jeanny! . . . meine Bitten und meine Hoffnungen!“ . . .

„Du vergißest!“

„Ich vergesse nichts!“

„Mein Gott!“ rief Jeanny, „siehst Du nicht? Stehst Du denn nicht? . . . Du bist verloren!“ . . .

„Ich bin gerettet“, erwiderte Trilby lachend.

„Sieh doch! . . . sieh! . . . Dougal ist ja dicht bei uns.“ . . .

In der Tat, an der Krümmung eines kleinen Felsenvorsprunges, der ihr einen Augenblick den übrigen See verdeckt hatte, lag die Barke Jeannys so nahe an der Barke Dougals, daß dieser trotz der Dunkelheit Trilby unfehlbar bemerkt haben würde wenn der Kobold sich nicht gerade in dem Augenblick, in dem der nichtssahnende Fischer sein Netz fallen ließ, in die Fluten hinabgestürzt hätte. — „Was ist denn das?“ rief Dougal erstaunt, als er es nach einer Weile wieder hob und aus seinen Maschen ein Kästchen von zierlicher Form und von so kostbarer Arbeit herausnahm, daß er es nach seiner so prächtig weißen Farbe und seinem so feinen Glanz für mit glänzendem Metall verziertes Eisenblech halten zu müssen. Es war reich mit Karfunkelsteinen besetzt, deren Pracht die Nacht zu erhellen imstande war. „Denke Dir, Jeanny, daß sich seit heute früh meine Netze in einem fort mit schönen blauen Fischen gefüllt haben, wie ich sie so schön niemals im See gefunden habe; und, um mein Glück übervoll zu machen ziehe ich soeben einen herrlichen Schatz aus der Tiefe; denn wenn ich aus dem Gewicht dieses Kästchens und aus der Pracht seiner Verzierungen einen Schluß ziehen darf,

so enthält es nichts Geringeres als die Krone des Königs der Inseln oder die Schätze Salomons. Eile Dich deshalb, es zur Hütte zu tragen und leere rasch unsere Netze in den Behälter am Ufer, denn man darf selbst die kleinen Vorteile nicht vernachlässigen; das Glück, das mir der heilige Colombain schickt, wird mich niemals vergessen lassen, daß ich ein einfacher Fischer bin.“

Die Fischerin brauchte lange Zeit, bevor sie sich von ihren Gedanken einigermaßen Rechenschaft ablegen konnte. Es kam ihr vor, als wenn eine Wolke vor ihren Augen schwebte und ihre Gedanken verdundelte, oder als wenn sie, durch einen unruhigen Traum aus einer Täuschung in die andere verjagt, von Schlaf und von Anstrengung dermaßen abgESPANNT sei, daß sie nicht wieder wach werden könne. Nachdem sie in der Hütte angekommen war, setzte sie zunächst das Kästchen vorsichtig bei Seite, näherte sich dann dem Küchenherd, nahm die noch brennende Asche ab und war sehr erstaunt, noch glühende Kohlen vorzufinden, wie am Abend eines Festes. Das Heimchen sang vor Freude auf dem Rand seines verborgenen Schlupfwinkels, und die Flamme schlug mit solcher Heftigkeit gegen die Lampe, die in Jeannys Hand schwankte, daß der Raum davon plötzlich erhellt wurde. Jeanny glaubte zunächst, daß ihre Augen nach einem langen Traume durch die ungewohnte Helligkeit der Morgenröthe geblendet würden; das war aber nicht der Fall. Die Kohlen funkelten wie früher; das fröhliche Heimchen zirpte immerfort und das geheimnisvolle Kästchen stand noch immer an der Stelle, wo es hingestellt worden war, mißsam seinen Silberverzierungen, seinen Perlen-schnüren und seinen Rosetten aus Rubinen. — „Ich schlafe nicht“, sprach Jeanny . . . „ich schlafe nicht! — Verjammernswertes Glück!“ fuhr sie fort, und setzte sich am Tische nieder, ihren müden Kopf auf den Schatz Dougals auflegend. „Was kümmern mich die unnützen Schätze, die dieses Eisenblech in sich schließt? Glauben die Mönche von Balva, daß sie mir den Verlust des unglücklichen Trilby mit diesem Schatz bezahlet haben? Denn ich zweifle nicht daran, daß er in den Fluten untergegangen ist, und daß ich darauf verzichten muß, ihn jemals wiederzusehen! Trilby! Trilby!“ sprach sie weinend. Ein Seufzer, ein langer Seufzer antwortete ihr. Sie sah sich nach allen Seiten um, sie strengte ihr Ohr an, um sich zu versichern, daß sie sich geirrt habe. In der Tat, es seufzte nicht mehr. — „Trilby ist tot!“ rief sie. „Trilby ist nicht da! Uebrigens,“ fügte sie mit boshafter Freude hinzu, „welchen Vorteil wird Dougal aus diesem Kästchen ziehen, den man nicht öffnen kann, ohne ihn zu zerschlagen? Wer wird ihm den Zauber lehren, der das Geheimnis dieses von Smaragden eingefassten Schlosses offenbart? Man müßte die Formeln des Zauber kennen, der es gemacht hat, oder seine Seele irgend einem bösen Geist verkaufen, um in dieses Geheimnis einzubringen.“ — „Du brauchst nur Trilby zu lieben und ihm zu sagen, daß Du ihn liebst,“ ließ sich eine dumpfe Stimme vernehmen, die augenscheinlich aus dem wunderbaren Schmuckkästchen herauskam. „Verdammt für immer, wenn Du Dich weigerst, gerettet für immer, wenn Du einwilligst, da hast Du mein Schicksal, das Schicksal, das Deine Liebe mir begleitet hat“ . . .

„Was soll ich sagen?“ . . . erwiderte Jeanny.

„Du mußt sagen: Trilby ich liebe Dich!“

„Und wenn ich es sage . . . öffnet sich dann dieses Kästchen . . . und Du wirst frei sein?“

„Frei und glücklich!“

„Nein, nein,“ rief Jeanny bestürzt, „nein, ich kann es nicht, ich darf es nicht!“

„Was solltest Du denn zu fürchten haben?“

„Alles!“ antwortete Jeanny, „nein, einen greulichen Meineid . . . die Verzweiflung . . . den Tod!“

„Trübsal, was denkst Du denn von mir? Bildest Du Dir etwa ein, Du, die dem unglücklichen Trilby Alles ist, daß er darauf ausging, Dein Herz mit einem Gefühl der Schuld zu belasten und es mit einer gefährlichen Leidenschaft zu verfolgen, die Dein Glück zerstört und Dein Leben vergiftet

könnte? . . . Denke besser von seiner Zärtlichkeit. Nein, Jeanny, ich liebe Dich nur des Glückes wegen, Dich lieben, Dir gehorchen, von Dir abhängig sein zu dürfen. — Dein Geständnis wird Dir nur ein Recht mehr auf meine Ergebenheit geben; ein Opfer ist es nicht. — Wenn Du es ausspricht, daß Du mich liebst, befreist Du einen Freund und gewinnst einen Sklaven! Welche Beziehung wagst Du Dir nur auszudeuten zwischen der Mühsal, um die ich bitte und der edlen und rührenden Verpflichtung, die Dich mit Dougal verbindet? Die Liebe, die ich für Dich fühle, meine Jeanny, hat nichts mit irdischer Zuneigung gemein; ach! wenn ich es Dir doch sagen könnte, wenn ich es Dir klar machen könnte; wie sich für ein von Leidenschaften erfülltes Herz, ein Herz, daß sich hier auf Erden in seinen edelsten Neigungen täuschte oder vor der Zeit daraus vertrieben wurde, in einer neuen Welt Zärtlichkeiten ohne Ende, eine Glückseligkeit ohne Maß darbieten würde, die nicht mehr schuldvoll sein können! — Deine zu schwache Geisteskraft vermag die unaussprechliche Liebe einer Seele nicht zu fassen, die, losgelöst von allen Pflichten, alle Geschöpfe ihrer Wahl ohne das Gefühl der Untreue mit einer Liebe ohne Grenzen unarmen darf! O, Jeanny! Du weißt es nicht, daß es eine Liebe nach diesem Leben gibt, und wie ruhig und rein sie ist! — Sage es mir, Jeanny, sage es mir nur, daß Du mich lieb hast! Das ist doch nicht so schwer zu sagen . . . Nur der Ausspruch des Hasses sollte Deinem Munde schwer werden. — Ich liebe Dich Jeanny, ich liebe nur Dich! — Siehst Du, meine Jeanny, es gibt keinen Gedanken in meiner Brust, der nicht Dir angehört. — Jeder Schlag meines Herzens gehört nur Dir! meine Brust hebt sich so stark, wenn die Luft, die ich einatme, Deinen Namen wiederhale! — selbst meine Lippen zucken und zittern, wenn ich ihn aussprechen will! O Jeanny, wie ich Dich liebe! — und Du willst es nicht sagen, Du wirst es nicht zu sagen wagen: ich liebe Dich, Trilby! armer Trilby, ich liebe Dich ein wenig!“ . . .

„Nein, nein,“ sprach Jeanny und lief entschlossen aus dem Zimmer, in dem das reiche Gefängnis Trilbys stand; nein, niemals werde ich den Schwur brechen, den ich Dougal geleistet habe, den ich aus freien Stücken geleistet habe vor dem heiligen Altar; es ist ja wahr, daß Dougal manchmal schlechter Laune und schwer zu behandeln ist, ich bin aber überzeugt, daß er mich liebt. Es ist auch wahr, daß er es nicht versteht, die Gefühle, die er empfindet, so auszubringen, wie dieser unglückliche Geist, der sich gegen meine Ruhe verschonern hat; aber wer weiß, ob dieses unheilvolle Gesdient nicht ein besonderer Ausfluß der Macht des Teufels ist und ob nicht er es ist, der mich durch die kunstvollen Reden zu verführen sucht! Dougal ist mein Freund, mein Gatte, der Mann, den ich mir heute noch wählen würde, ihm bin ich treu und nichts wird mich in meinem Entschluß und meinen Versprechungen wankend machen! nicht! selbst nicht mein Herz,“ fuhr sie seufzend fort, „das lieber brechen wird, als das es die Pflichten vergißt, die Gott ihm auferlegt hat!“ . . . (Schluß folgt).

Die Amsel.

Ich saß in tiefer Waldesruh
Und hörte einer Amsel zu,
Die hoch im grünen Tannenzweig
Ein Lied mir sang.

Das Lied, es klang so voll und weich,
So süßbetäubend, lieblich,
Helljuchzend und so sehnsuchtsbang
Den Wald entlang.

Still lauscht' ich in dem Tannenbaum,
Und mich umfing ein schöner Traum,
Ein Traum, so süß und wunderbar
Im Abendchein.

Ich saß noch dort, als alles schon
Ganz still, und keiner Amsel Ton
Mehr in dem grünen Wald erklang —
So spät und lang.

Carl Reinhard.

Arria Marcella.

Eine Erinnerung an Pompeji.

Nach dem Französischen von Adele Reuter.

(Vortsetzung.)

Wie kamen dann auch zu dem Hause des Arrius Diomedes, eines der angelegensten Bewohner Pompeji. Man steigt einige Backsteinstufen hinauf. Wenn man das zu beiden Seiten von einer Säule begrenzte Tor durchschritten hat, befindet man sich in einem Hofe, jenem Räume ähnlich, der den Mittelpunkt der spanischen und maurischen Häuser bildet und den die Alten das Impluvium nannten. Hierzehn Säulen aus Backsteinen hergestellt und mit Stuch überzogen, bilden einen vierseitigen bedeckten Säulengang, ähnlich wie in den Ordenskloster, unter dem man lustwandeln kann, ohne den Regen fürchten zu müssen. Der Fußboden dieses Hofes ist in Mosaikpflaster aus Backsteinen und weißem Marmor hergestellt und gewährt dem Auge einen angenehmen und lieblichen Anblick. In der Mitte des Hofes befand sich ein viereckiges Wasserbecken, das noch heute vorhanden ist. Es nimmt das Regenwasser auf, das von den Dächern der Säulenhallen abtropft. Einen eigentümlichen Eindruck macht es, wenn man so mitten in das Leben der Alten eindringt und mit Backsteinen auf dem Marmor einherfährt, der nur an die Sandalen und die Halbstiefeln der Zeitgenossen eines Augustus und Tiberius gewöhnt war.

Der Cicero führte die drei Freunde in die Egedra oder den Sommer-Salon, der nach der Seite des Meeres offen war, damit man dessen frische Winde einatme. Dort empfing man die Besucher, und dort hielt man seine Mittagsruhe während der heißen Stunden des Tages, in denen jener schwüle, ermattende afrikanische Wind, der Sirocco wehte. Er ließ sie dann eintreten in die Peristyl, eine lange, durchsichtige Galerie, die den einzelnen Zimmern Licht gab. Hier warteten die Besucher und die Kunden, bis die Weiße an sie kam. Er führte sie weiter auf die Terrasse von weißem Marmor, von wo man einen herrlichen Blick über die grünen Gärten und das blaue Meer genießt. Dann zeigte er ihnen das Nymphäum oder den Badesaal mit seinen in Gelb gemalten Mauern, seinen Marmorsäulen, seinem Mosaikfußboden und seiner Marmorwanne, die so viele entzückende, plötzlich wie Schatten verschwundene Körper aufnahm; — das Cubiculum oder Schlafzimmer, in dem so mannte Räume von der Eisenbein-Pforte herabschwebten und dessen in der Mauer angebrachte Alkoven durch Vorhänge geschlossen wurden, deren Bronzeringe noch jetzt am Boden liegen; weiter gelangten sie in das Tetrastyl oder den Saal der Belustigungen, in die Kapelle der Hausgötter, in das Urkunden-Kabinet, in die Bibliothek, in die Gemälsammlung, in die Arbeitsräume der Frauen, aus kleinen, meist zerstörten Zimmern zusammengesetzt, deren Wände noch Spuren von Malerei und Arabesken zeigen, wie Wangen, von denen die Schminke schlecht abgewischt worden ist.

Nachdem sie alle diese Räume durchwandert hatten, stiegen die Freunde in das untere Stockwerk hinab, denn der Boden liegt nach der Gartenseite viel tiefer, als nach der Gräberstraße zu. Sie durchschritten acht in antikem Rot gemalte Räume, von denen der eine von eingebauten Nischen umgeben ist, wie man sie im Vorhof des Saales der Gesandten in der Alhambra sieht. Endlich kamen sie in eine Art Gewölbe oder Vorratskeller, dessen Bestimmung deutlich zu erkennen war aus acht tönernen Krügen, die an der Mauer entlang aufgestellt waren und einst von Wein aus Kreta, aus Palermo oder vom Berge Massico dufteten, wie die Dnen des Horaz.

Ein heller Lichtschein fiel durch ein enges Luftloch, das ganz mit Brennnesseln zugewachsen war, deren lichtdurchtränkte Blätter wie Smaragden und Topaze in der Sonne funkelten. Dieses reizende Naturspiel nötigte im Hinblick auf die Traurigkeit des Dries unwillkürlich zum Lachen.

„Hier war es,“ fuhr der Führer in seinem langweiligen Vortrage fort mit einer Stimme, die mit dem Gegenstande seiner Worte kaum in Einklang zu bringen war, „hier fand man unter siebzehn Leichen

auch die des jungen Mädchens, von der der schöne Abdruck im Museum zu Neapel herrührt. Sie trug goldene Ohrringe, und die Fäden ihrer Kleidung hingen, als man sie fand, noch an der Asche, die ihre Formen umhüllt.“

Die abgedroschenen Phrasen des Führers versetzten Oktavio in die lebhafteste Aufregung. Er ließ sich genau die Stelle bezeichnen, an der man jene kostbaren Reste aufgefunden hatte. Wäre er nicht durch die Anwesenheit der Freunde davon abgehalten worden, er hätte sich ohne Zweifel zu einigen lyrischen Ergüssen hinreissen lassen. Seine Brust hob sich, seine Augen nahmen einen gewissen feuchten Glanz an. Diese zwanzig Jahrhunderte hindurch der Vergessenheit anheimgefallene Katastrophe ging ihm nahe, wie ein vor wenigen Minuten stattgehabtes Ereignis. Der Tod einer Freundin oder eines Freundes hätte ihn nicht mehr in Aufregung setzen können. Eine zwei Jahrtausende so spät gekommene Träne fiel, während Mar und Fabio den Rücken lehnten, verstopfen auf die Stelle, an der jenes Mädchen, für die er nachträglich unbegreiflicher Weise eine so heftige Zuneigung zu fühlen schien, von der heißen Asche des Vulkans erstickt, ihren Tod gefunden hatte.

„Genug der Altertumskunde von dieser Sorte!“ rief Fabio. „Ich denke, wir haben nicht die Absicht, eine Abhandlung über einen Krieg oder einen Backstein aus der Zeit des Julius Caesar zu schreiben, um Mitgliebt irgend einer Gelehrten-Akademie oder Doktor der Philosophie zu werden. Ich muß gestehen, diese klassischen Erinnerungen fangen an, eine gewisse Leere in meinem Magen zu erzeugen. Gehen wir zu Mittag, wenn es in jener malerischen Schenke dort am Eingang überhaupt möglich ist, ein genießbares Mal zu bekommen. Ich fürchte fast, man wird uns dort verfeinerte Hammeltrippchen, harte, vor dem Tode des Plinius gelegte Eier und dergleichen schöne Dinge mehr vorzusetzen belieben.“

„Ich will nicht mit Boileau sagen: „Nach ein Tor hat manchmal guten Rat,“ bemerkte Mar lachend, „das wäre zu unhöflich. Der Gedanke, den Du da anregst, ist gut, daß läßt sich nicht leugnen. Interessanter zwar würde es noch sein, hier in einer dieser Hallen, nach der Sitte der Alten auf dem Boden kauend und von Sklaven bedient nach Art des Lucullus oder des Trimalcion zu speisen. Allerdings würden wir uns vergeblich nach den Aufsehn aus dem Lucriner See umsehen, auch Steinbutt und Rottfisch aus dem Adriatischen Meere würden uns fehlen; das wilde Schwein von Apulien ist heute ausgeblieben; Brod und Honigkuchen, so hart wie Stein, liegen im Museum zu Neapel neben ihren von Grünspan angegriffenen Formen; so wären Macaroni, wenn auch nur halb gar gekocht und mit Parmesan-Käse bestreut, so abschlechtig es auch schmecken könnte, doch noch besser als nichts. Wie denkst Du darüber, lieber Oktavio?“

Oktavio, der es lebhaft bedauerte, daß er nicht am Tage des Vesuviusbruches in Pompeji hätte sein können, um das junge Mädchen mit den goldenen Ohrringen zu retten und sich dadurch ihre Liebe zu verdienen, hatte nicht ein Wort von dieser gastronomischen Unterhaltung gehört. Nur die beiden letzten an ihn gerichteten Worte des Kameraden hatten ihn aus seinem Traum erweckt, und da er keinerlei Neigung hatte, sich in eine weitere Erörterung einzulassen, gab er auf gut Glück ein Zeichen der Zustimmung, und so schlugen die Freunde den Weg über die Wälle nach dem Gasthof ein.

Man deckte den Tisch unter einer Art offener Vorhalle, die in der Osteria die Stelle des Flurs vertrat, und deren in Kalkmörtel gepuzte Wände mit einigen rohen Malereien geschmückt waren, denen der Wirt hochtönende Namen beilegen zu müssen glaubte, wie Salvator Rosa, Espanoletto, Ritter Massimo und andere berühmten Künstler der neapolitanischen Schule, zu deren Preis er glaubte verpflichtet zu sein.

„Mein sehr verehrter Herr Wirt,“ sprach Fabio, verschwanden Sie ihre Verehrsamkeit nicht ganz umsonst. Wir sind keine Engländer und ziehen junge Mädchen und guten Wein jedenfalls alten Gemälden vor. Schicken Sie uns lieber Ihre Weinkarte durch

jene schöne, braune Jungfrau mit den Sammelaugen, die ich vorhin auf der Treppe sah.“

Als der Wirt merkte, daß seine Gäste der leichtgläubigen Klasse der Philister und der Kleinfüßler nicht angehörten, hörte er auf, seine Gemälde zu preisen, um sich in Lobeserhebungen über seine Weine zu ergehen. Zunächst hatte er alle Weine der besseren Gagen: Chateau-Marzang, Grand Cassite, Sillery von Mont, Hochheimer, Burgunder, Portwein, Lacrimae-Christi weiß und rot, Kapri und Falerner.

„Was! Du hast Falerner Wein, Du Esel, und setzt ihn ganz an das Ende Deines Verzeichnisses; erst quälst Du uns mit einer langen Vitaneel von allen möglichen und unmöglichen Getränken!“ rief Mar, während er dem Wirt mit einer Bewegung komischer Wut an die Kehle sprang; „hast Du denn gar kein Gefühl für das in der Gegend heimische, köstliche Gewächs? Sollte man Dich nicht für unwürdig halten, in der Nachbarschaft dieser antiken Trimmer zu wohnen? Ist Dein Falerner gut? Hat er auch in einem Steinkrug unter dem Konjul Plencus gelagert?“

„Den Konjul Plencus kenne ich nicht und mein Wein lagert nicht in Steinkrügen, aber er ist alt und sollet jezt Karlin die Flasche,“ erwiderte der Wirt.

Der Tag war zu Ende, und die Nacht war in ihre Rechte getreten, eine helle und klare Nacht, sichtlich klarer, als der volle Mittag in London; die Erde hatte ihre zartesten blauen Töne angelegt, der Himmel erglänzte in Silbergrau von ungläublicher Milde; die Luft war so ruhig, daß selbst die Flamme der auf dem Tisch stehenden Kerze keinerlei Bewegung zeigte.

Ein junger Bursche näherte sich, Flöte spielend, dem Tisch und stand ferngerade da, die Augen auf die drei Zecher gerichtet, seinem Instrument die weichen und melodienreichen Töne jener italienischen Volkstheer entlockend, deren Keiz unvergänglich ist.

Vielleicht stammt dieser Knabe in gerader Linie von dem Flötenspieler ab, der einst Dutilius voranging.

„Unser Mittagmahl schließt sich immer mehr der Antike an, es fehlen uns nur noch leichtgeschürzte Tänzerinnen mit Gheu-Kränzen im hochgewundenen Haar,“ meinte Fabio, während er sich ein volles Glas von dem eben Falernerwein einschenkte.

„Ich fühle mich ganz in der Stimmung, lateinische Verse so leicht zu schreiben, wie einen Leutartikel für eine Tageblatt; am liebsten möchte ich nur in Dben sprechen,“ fügte Mar hinzu.

„Behalte sie lieber für Dich,“ riefen Oktavio und Fabio in gleichem Atem; „nichts ist so unverdäulich bei Tisch als Latein.“

Die Unterhaltung junger Leute unter sich, die eine Havanna im Munde, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, eine gewisse Anzahl leerer Flaschen vor sich sehen, pflegt, namentlich wenn der Wein gut und schwer ist, sich bald den Frauen zuzuwenden. Jeder von den dreien gab seine Ansichten über diesen Gegenstand zum besten.

Fabio schwärmte nur für Schönheit und Jugend. Er gab sich keinen Täuschungen hin. Sein Geschmack litt nicht unter Vorurteilen. Eine Schönheit vom Lande fand in seinen Augen, wenn sie wirklich schön war, ebenso sehr Befall, wie eine schöne Herzogin. Erscheinung und Wuchs interessierten ihn mehr, als die Kleidung. Er lachte oft über einzelne seiner Freunde, die sich in einige Meter Seide und Spitzen verlieben konnten und meinte scherzweise, es sei denn doch vernünftiger, sich gleich in die Auslagen eines Modewaren-Geschäfts zu verlieben. Diese Ansichten, die im Grunde genommen sehr vernünftig waren, gaben ihm, was er sich nicht verheimlichte, den Anstrich der Ueberspanntheit.

Mar war weniger Künstler als Fabio. Er war mehr für schwierige Unternehmungen, mehr für verwickelte und rätkvolle Kräfte, mehr für Flanken-umgehung, als für Frontangriff. Er suchte den Widerstand nur um zu siegen, er suchte die Tugend, um seine Mimen gegen sie loszulassen, er betrieb seine Liebeshändel wie eine Partie Schach, mit wohl überlegten Zügen, mit verdeckten Karten und mit einer

Kriegelst, die eines japanischen Feldherrn würdig gewesen wäre. Wenn er in einen Salon eintrat, wählte er die Frau, die ihm am wenigsten entgegenkam, für seinen Angriff; sie von einer gewissen Gleichgültigkeit oder sogar Abneigung durch geschickte Schachzüge zur Liebe zu nötigen, war für ihn ein köstlicher Zeitvertreib; sich denen aufzudrängen, die ihn zurückstießen, widersprechende Willensäußerungen im Entstehen mazzufügen, war für ihn der höchste Genuß. Wie gewisse Jäger, die eines abgemagerten Hasen wegen Felder, Wälder und Wiesen bei Regen, Sonnenhitze und Schnee mit unerhörten Anstrengungen und Eifer, der sich durch nichts zurückschrecken läßt, durchstreifen können, so machte sich Max, wenn er einer Beute nachging, keinerlei Sorgen um den Erfolg und begab sich, wenn sie ihm einmal nicht in seine Netze gegangen war, alsbald auf die Suche nach einer neuen.

Was Ottavio anlangte, so gestand er zu, daß die nackte Wirklichkeit ihn durchaus nicht anziehe, nicht daß er in Gymnastik-Träumen, ganz aus Eilen und Noxen gewunden, geschwelgt hätte, aber ihm war jede Schönheit von allzuvielen nüchternen und widerwärtigen Einzelheiten umgeben; es gab dabei zuviel schwachhafte und gezeigte Väter, zuviel kostete Mütter, die natürliche Blumen in den falschen Haaren trugen; zuviel totbäckige und auf Erklärungen lüsterne Neffen, zuviel komische, in kleine Hunde verliebte Tanten. Eine Zeichnung nach Horaz Vernet oder Delorsche, die er in dem Zimmer einer Frau aufgehängt fand, genügte, um eine Neigung in ihm hervorzurufen. Mehr noch dichterisch als verliebt, verlangte er eine Terrasse auf der Ziola Bella im Lago-Maggiore bei schönem Mondschein, wenn er ein Stellbildchen einfädeln wollte. Er hätte seine Liebe aus dem alltäglichen Leben herausheben und in die Sterne versetzen mögen. Auch war er abwechselnd von einer unmöglichen und lächerlichen Leidenschaft für alle hervorragenden durch Kunst oder Geschichte berühmten gemordeten Frauen ergriffen. Wie Faust hätte er Gretchen geliebt; er würde es gern gesehen haben, wenn die Wellenbewegungen des Jahrhunderts ihm eine jener erhabenen Verkörperungen menschlicher Wünsche und Träume zugeführt hätten, deren Gestalt, wenn auch unsichtbar für gewöhnliche Augen, in Raum und Zeit stets vorhanden ist. Er würde, wenn er sich eine Sammlung von Bildnissen schöner Frauen hätte zulegen wollen, Semiramis, Aspasia, Cleopatra, Diana von Poitiers, Johanna von Aragon gewählt haben.

Ab und zu auch schwärmte er für Bildwerke, und eines Tages, als er im Louvre an der Venus von Milo vorbeikam, rief er entzückt: „Oh! Göttliche! wer wird Dir Deine Arme wiedergeben, daß Du mich an Deiner Marmorbrust erdrückst!“ In Rom hatte ihn der Anblick einer ausgegrabenen biden Haarflechte in förmliches Entzücken versetzt; er hatte in allem Ernste den Versuch gemacht, mittels zweier oder dreier dieser Haare, die er von einem Wärtler für Gold erwarb und einer Helferin von großem Ruf überbrachte, den Schatten und die Gestalt jener Toten hervorzuzaubern; das leitende Fluidum aber war in so vielen Nächten versüchtigt, und die Erscheinung hatte nicht aus der ewigen Nacht hervorzutreten vermocht.

Wie Fabio es vor dem Glaschrank im Museum in Neapel vorausgesehen hatte, riesen die in dem Keller der Villa des Atrius Diomedes gesammelten Eindrücke in Ottavio törichte Begeisterung für längst vergangene Ideale hervor; er glaubte aus Zeit und Leben heraustraten und seine Seele in das Zeitalter des Titus zurückversetzen zu sollen.

Max und Fabio zogen sich auf ihr Zimmer zurück und schliefen, etwas benommen von den klassischen Dünken des Falerners, bald ein; Ottavio, der dem Wein nicht allzuviel zugesprochen hatte, weil er die poetische Begeisterung, die in seinem Gehirn arbeitete, nicht durch einen plumpen Kaufschlöber stören wollte, fühlte an der Aufregung seiner Nerven, daß ihm der Schlaf sobald nicht kommen würde; er trat aus der Thera hinaus ins Freie und ging langsamen Schrittes auf und ab, um seine brennende Stirn zu kühlen und seine Gedanken in der Nachtluft zu beruhigen. Seine Schritte führten ihn; ohne daß er

sich darüber klar wurde, an die Pforte, durch die man in die tote Stadt eintritt; er schob die Holzschranke, die sie schließt, mechanisch zur Seite und schlenderte langsam die gepflasterte Rampe hinauf, es dem Zufall überlassend, wohin er ihn führen werde.

Der Mond beleuchtete mit seinem weißen Licht die fahlen Häuser und teilte die Straßen in zwei scharfe, abgegrenzte Seiten, die eine erschien in silberhellem Schein, die andere in bläulichem Schatten. Diese eigenartige Beleuchtung in ihrer nebelhaften Färbung ließ den zerstörten Zustand der Gebäude nicht rasch zur Geltung kommen. Man bemerkte nicht, wie es in der grellen Sonnenbeleuchtung am Tage der Fall gewesen war, die vertümmelten Säulen, die von Rissen durchquerten Wände, die von dem Ausbruch vernichteten Dächer; die nicht mehr vorhandenen Teile ergänzten sich im Halbbunkel vor dem geistigen Auge; erst ein zufällig einfallender Strahl zeigte, wie ein Pinselstrich in einer Gemälde- Skizze, alles als verfallenes Ganze. Die verschwiegene Geister der Nacht schienen die ausgegrabene Stadt für irgend eine Vorstellung eines phantastischen Lebens insandgesetzt zu haben.

Einmal glaubte Ottavio sogar unbestimmte menschliche Gestalten vorbeischieben zu sehen; sie verschwanden jedoch, sobald sie in den beleuchteten Teil der Straße eintraten. Ein leises Zischeln, ein unheimliches Summen schwirrte durch die Stille der Nacht. Unser Nachtwandler schrieb diese Eindrücke zunächst einem gewissen Flimmern seiner erregten Augen, einem gewissen Summen seiner Ohren zu, — es konnte vielleicht auch eine optische Täuschung, ein leises Zischeln des Seewindes, vielleicht auch das Rascheln einer Eidechse oder einer Schlange durch das Gestrüpp sein, denn alles lebt in der Natur, selbst der Tod, alles ist in Bewegung, selbst die scheinbare ungetrübte Stille. Nichtsdestoweniger empfand er eine Art Beklemmung, wie ein leichtes Frösteln, das durch die kalte Nachtluft hervorgerufen sein konnte, das aber seine Haut schauern machte. Er sah sich zwei oder dreimal um, er fühlte sich nicht mehr allein in der öden Stadt, wie bisher. Sollten seine Kameraden dieselben Ideen gehabt haben wie er, sollten sie ihn vielleicht in den Ruinen suchen? Diese unbestimmten Gestalten, diese undeutlichen Geräusche von Schritten, waren es Max und Fabio, die umherwandeln und plauderten und an der Ecke einer Straßengrenzung wieder verschwanden? Ottavio begriff bei ruhiger Ueberlegung, daß diese Erklärung, so natürlich sie schien, doch nicht zutreffen konnte, und die Schlüsse, die er darüber bei sich selbst zog, überzeugten ihn nicht. Die Einsamkeit und die Schatten waren, darüber war er sich klar, von unsichtbaren Wesen bevölkert, die er durch sein Erscheinen in Aufregung versetzt hatte; er war mitten in ein Geheimnis geraten und hätte wirklich glauben sollen, daß die Geister des Weines ihn beherrschten. Solcher Art waren die wunderlichen Gedanken, die sein Hirn durchkreuzten, und denen die Stunde, der Ort und mancherlei aufregende Einzelheiten viel Wahrscheinlichkeit verliehen, die derjenige verstehen wird, der sich einmal des Nachts allein in einer ausgehohlenen Ruine befunden hat.

(Fortsetzung folgt.)

„Ein gutes Geschäft.“

Von Marta Sternberg.

Authentisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Friedrich von Känel.

Du kannst gar nicht glauben, welch ein schöner Hut, und sie sagten, daß er mir so gut stände. — Nur noch sechs Kronen, Du wirst deshalb nicht ärmer, Papachen. Du darfst nicht nein sagen!

„Sechzehn Kronen für einen Hut, nein, mein Kind, ich bin überzeugt, daß Du einen ganz netten Hut kaufen kannst für die zehn Kronen, die ich Dir gegeben habe. Wenn nun jener Hut nach Deinem Geschmack ist, so ist damit doch nicht gesagt, daß Du ihn absolut kaufen mußt! Wenn Du ein verständig Mädchen bist, so begnügt Du Dich mit

einem Gut zu zehn Kronen und fühlst Dich ebenso glücklich unter einem solchen, wie unter einem zu sechzehn.“

Molly entfernte ihre Arme vom Gasse des Vaters, ihre feinen Augenbrauen erhoben sich gegen das wohlfrisierte Stirnhaar und die Unterlippe wurde ein wenig weiter vorgeschoben als gewöhnlich.

„Ich habe Billy gesagt, daß ich fest davon überzeugt wäre, daß Du mir eine so kleine Summe von sechs Kronen nicht verweigern würdest, und sie glaubte es auch. „Dein Papa ist ja immer so gut und freigebig.“ sagte sie. Und so bat ich sie, den Hut einweilen beiseite zu legen — aber wir haben uns wohl geirrt.“

Sie trat aus Fenster und drückte die Stirn gegen die Scheiben.

„Ja, ja, mein Mädchen, das Leben ist voller Irrtümer. Möchtest Du nur keine größeren erleben, als es heute geschehen ist, dann hättest Du wenig zu klagen.“

Mollys Vater lachte, aber Molly nicht. Es wurde eine Weile still. Er hatte in seine Zeitung vertieft dagelesen, als sie Arme um seinen Hals schlang und um die sechs Kronen bat.

Jetzt fuhr er in seiner Lektüre fort und sie drückte noch immer die Stirn gegen die Scheiben. Da wandte sie sich auf einmal um, als ob ihr ein Einfall gekommen wäre.

„Wenn es Dir um das Geld leid tut, Papa, so kannst Du die zehn Kronen wieder haben, die ich heute morgen erhielt. Ich kaufe keinen Hut und brauche nicht auszugehen.“

Er sah von seiner Zeitung auf. „Nicht ausgehen brauchen, was soll diese unverständige Rede von Dir, die doch am liebsten so viel als möglich draußen weilt. — Sieh, du hast Du Deine sechs Kronen. Soweit ich verstehe, wolltest Du sagen, es sei besser, sie der Putzmacherin zu geben als dem Apotheker. Bekreie mich nun von Deiner Hutfrage solange wie möglich!“

Mollys runde Arme lagen wie eine Schlinge um den Hals des Vaters.

„Du bist der beste Papa von der Welt! Ich wußte wohl, daß ich mich nicht in Dir täuschen würde. O, wie stolz ich auf Dich bin! Billy hatte recht, als sie sagte, daß sie mich beneide, weil ich einen so guten Papa habe. Du wirst sehen, daß ich fast schon bin in dem neuen Hut, fast schön, Du. Dank, Papachen, Dank.“

Und sie küßte ihn zwei, dreimal und sprang dann lustig hinaus, geschmeidig und leicht wie ein Käzchen.

Als sie fort war, lehnte er sich schwer in seinem Schaukelstuhl zurück. Jetzt war es an ihm, die Augenbrauen in die Höhe zu ziehen. Es war ein altes Lied, das schon viele, viele Male gesungen worden war, er kannte es ganz gut; es begann in Moll und schloß meist in Dur. — Er war müde.

Aber Molly war nicht müde. Es war Licht in ihren Augen, Röte auf ihren Wangen und graziose Schnelligkeit in ihren Bewegungen, als sie vor dem großen Spiegel stand und die elegante Spaziertracht zuknöpfte. Dann ging es zur Putzmacherin. Dort zählte sie die sechzehn Kronen hin und die Putzmacherin setzte ihr den neuen Hut auf den Kopf und glättete und ordnete, legte und breitete den Flor zierlich und nett über die rosigen Wangen und die blonden Locken. Und dann ging Molly auf Besuch mit ihrem neuen Hut. Es gefiel ihr, daß alle ihr nachsahen, und in den Ladenfenstern mit dunklem Hintergrund betrachtete sie ihre eigene Gestalt. Und ihre Fremde bewunderten ihren Hut und ihren Geschmack und sie selber; und dann ging sie nach Hause, zufrieden mit sich und der ganzen Welt.

Im Vestibül traf Molly eine Frau, mit der sie bei Freunden Bekanntschaft gemacht und die eine Wohnung im gleichen Hause gemietet hatte, wie ihr Vater. Sie stand und sprach mit einem armen Weib, von dem sie eben erst einige Besen gekauft hatte.

„Fräulein Molly,“ sagte sie freundlich, „vielleicht haben Sie in Ihrer Garderobe einige alte Kleider, die Sie nicht mehr gebrauchen und darum abtreten könnten. Das Weib hier hat fünf kleine Kinder zu

ernähren und auch zu kleiden. Der Mann kam vor zwei Jahren durch einen Unglücksfall ums Leben. — Kleine Hände und Füße, die frieren müssen, sind zu bebauern.“

Molly sah sich um. Sie bemerkte ein Mädchen von vier bis fünf Jahren, das sich mit blaugefrorenen Händchen am Rock des armen Weibes festhielt. Ein Umfchlagetuch war um Kopf und Körper geschlagen, als Ersatz für Mantel und Hut, und die mageren, blaugefrorenen Armechen waren nur schlecht durch die dünnen Ärmel geschützt. Sie warf einen Blick auf die Mutter. Welch äußerste Dürftigkeit — die graueste Farbe der Armut! Um ein Gesicht, aus welchem Kummer und Not jede Freude, jedes Lächeln verjagt hatten, schloß sich ein einfaches, baumwollenes Halstuch, abgenutzt und gestopft.

Molly versprach nachzusehen und am Nachmittag zu senden, dann setzte sie ihren Gang die Treppe hinauf fort. Sie fühlte sich nicht recht zufrieden, als sie die Vorzimmerglocke zog. Sie war gleichsam vor der Türe ihres Heims um ihre Freude und Selbstzufriedenheit bestohlen worden.

Als sie vor dem Spiegel stand und sich der Handschuhe entledigte, sah sie, wie die feinen Federn auf ihrem Hute bei der geringsten Bewegung ihres Kopfes sich behaglich neigten, aber hinter ihrer eleganten Perle sah sie das Weib mit dem freudlosen Gesicht und dem abgenutzten, gestopften, baumwollenen Halstuch.

Sie hatte sich vorgestellt, wie sie bei der Rückkehr hinein zu ihrem Vater gehen und ihm zeigen wollte, welch eine schöne Tochter er besaß, und natürlich würde er stolz auf sie sein und entzückt werden wie die andern, wenn er sah, wie gut ihr der neue Hut stand; aber sie tat nicht, wie sie sich vorgestellt hatte. — Sie nahm den Hut und legte ihn mechanisch in seine Schachtel, während sie im Geiste fortwährend den gesenkten Weibeskopf mit dem abgenutzten, baumwollenen Halstuch vor Augen hatte.

Mit den Winden, die durch die Welt blasen, war ein kleines Samenörnchen von einer edlen Pflanze gekommen und im Ackerfeld ihrer Seele festgengeblieben. Das kleine Samenörnchen bohrte sich stumm durch den Staub der Eitelkeit, der die oberste Schicht des Feltes bildete, in dem brachliegenden Boden Halt und Nahrung findend.

Die Arbeit des kleinen Samenornes bewirkte, daß Molly nicht recht froh wurde. Sie saß stumm am gemeinsamen Mittagstisch und fühlte eine nagende Bewegung. Sie vermochte nicht zu scherzen und zu lachen wie früher.

„Hast Du Deinen Hut nicht bekommen?“ fragte der Vater.

„Doch, Papa.“

Sie sah nicht von ihrem Teller auf.

„Und doch scheinst Du nicht recht zufrieden zu sein?“

„Ach nein, ich bin ganz zufrieden.“

„Wenn Du zufrieden bist, so zeigt Du nicht diese Miene, das weiß ich. Vielleicht, daß Du der neue Hut nicht so gut siehst, wie Du zuerst gemeint hast.“

„Papa, sprich nicht mehr von dem neuen Hut, ich bitte Dich.“

Sie sah den Vater an, hinter dem langen Augenwimpern schimmerte etwas wie eine Träne.

„Welche Bagatelle hat denn Deine große Laune in die Luft gejagt, liebes Kind?“

„Es ist nichts, Papa.“

„O, die Weiber, die Weiber, die sind und bleiben das größte Rätsel des Lebens. Sie lassen sich ganz und gar von Kleinigkeiten, immer nur von Kleinigkeiten leiten.“

Mollys Vater lachte.

Molly sagte nicht ein Wort zur Verteidigung der Frauen. Sie saß da und fragte sich selber, ob Not

und Armut zu den Kleinigkeiten des Lebens gezählt werden könnten. Sie sah das abgenutzte, baumwollene Halstuch um ihren eigenen Kopf geschlungen, fühlte den Griff einer kleinen, frierenden Kinderhand an der fahenscheinigen Falte ihres Rockes. Wie hätte sie vor einer solchen Erscheinung lachen können?

Am Nachmittag durchforschte Molly ihren Kleiderschrank, um zu sehen, ob sich dort etwas finde, was sie entbehren könnte. Eine Jacke, ein Rock, ein alter Samtmantel — alle nicht mehr passend. Sie ließ selbst hinab zu der Frau im zweiten Stockwerk und bat diese, die Sachen dem armen Weibe zu übergeben. Als sie wieder heraufkam, setzte sie sich in ihren Lieblingsstuhl unter dem großen japanischen

brauchte? Habe ich das Recht, diesen Hut zu tragen, solange es jemand gibt, der friert oder hungert oder dem das Notwendigste zum Leben fehlt? O, ich schäme mich meiner selbst.“

Sie saß lange in ihrem Stuhl und grübelte. Blöplich sprang sie auf.

„Soll ich versuchen?“

Die Dunkelheit war eingetreten und draußen war es kalt, zwanzig Grad zeigte das Thermometer. Sie hüllte sich in ihren Abendmantel, zog den warmen Muffontragen über die Ohren hinauf und setzte eine kleine Mütze aus Wadefell auf den Kopf und ging dann hinaus in den Winterabend — zur Fußmacherin.

„Könnte ich nicht den Hut wieder zurückgeben, den ich heute vormittag kaufte?“ fragte sie schein.

„Weshalb denn,“ fragte die Fußmacherin.

„Weil er mir nicht paßt,“ antwortete sie, fühlend, welch tiefe Wahrheit diese Worte enthielten.

„Das muß ein Irrtum sein, ich probiere ihn ja selber dem Fräulein auf und erinnere mich noch, daß er vortrefflich paßt. Aber es ist dem Fräulein gern gefallt, ihn gegen einen andern im gleichen Wert umzutauschen.“

„Kann der Kauf nicht rückgängig gemacht werden?“

„Nein, wir gestatten keinen Rückverkauf, wenn dieser Vorbehalt nicht zum voraus gemacht worden ist. Aber das Fräulein kann statt dessen einen anderen haben.“

„Danke, aber ich brauche keinen andern!“

Eine leichte Verbeugung und Molly befand sich wieder auf der Straße. Sie fühlte sich gleichsam als eine Arme, die gebettelt und ein Nein erhalten hatte.

„Nein, sieh da, Molly? Guten Tag? Du auch draußen bei der Kälte? Ich entdeckte Deinen Mantel, und da begreif ich, daß Du Dich irgendwo in demselben befinden müßtest.“

Es war ihre Freundin Lilly.

„Gehst Du nach Hause?“ fragte Molly.

„Ja, und Du auch, wie ich vermute, da leisten wir uns Gesellschaft bis zu Deiner Tür. Ich wollte morgen zu Dir hinauf und Dich bitten, mich zur Fußmacherin zu begleiten und mir bei der Auswahl eines neuen Hutes zu helfen. Weißt Du, ich erhielt nur zwölf Kronen von meinem knauserigen Papa für meinen Hut, trotzdem ich ihm sagte, daß Du sechzehn von Deinem Papa bekommen habest.“

„Gast Du nichts davon gesagt, daß ich zuerst nur zehn erhielt, mir aber die anderen sechs erschmeichelte?“

„O, so dumm war ich nicht. Aber, siehst Du, ich habe selbst einige Kronen, die ich zulegen kann, wenn es nötig ist. Einen so prächtigen Hut, wie der Deinige ist, bekomme ich natürlich nicht.“

„Du kannst den meinigen für zwölf Kronen kaufen.“

Lilly blieb stehen.

„Hast Du Verdrüßlichkeiten gehabt?“

„Nein,“ antwortete Molly erötend. „Ein andermal sollst Du vernehmen, warum ich ihn nicht behalten will. Komme morgen zu mir und probiere ihn, ich erwarte Dich um elf Uhr.“

„Du machst mich grenzenlos neugierig. Wie soll ich es die ganze Nacht und bis morgen elf Uhr aushalten? Nein, Du, spätestens um halb elf Uhr laute ich bei Dir.“

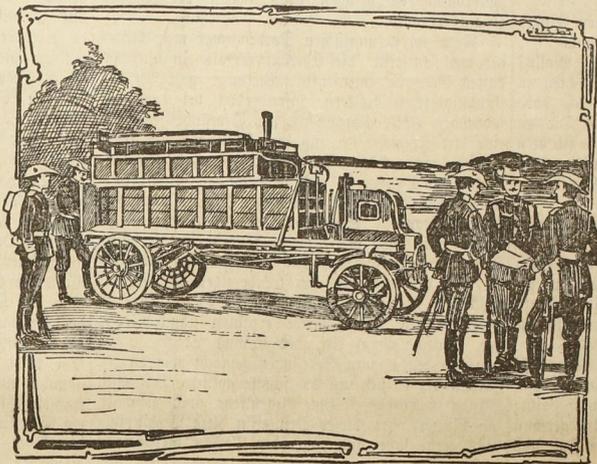
„Komm wann Du willst. Leb wohl!“

Am nächsten Abend pochte Molly an die Tür ihres Vaters.

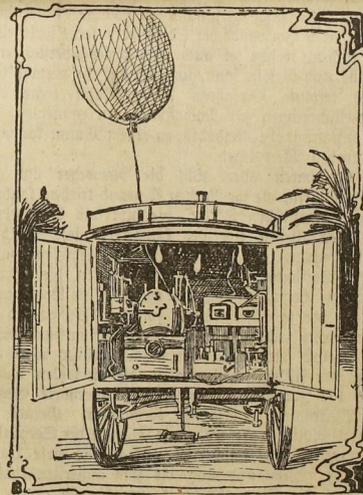
„Hast Du einen Augenblick Zeit für mich, Papa?“ fragte sie und trat zögernd und stumm an seinen Schreibtisch.

„Ja, wenn Du den Augenblick nicht allzulange ausbehi.“

Drahtlose Telegraphie in Südwestafrika.



Automobil mit Einrichtung für drahtlose Telegraphie.



Das Innere des Wagens und Aufblasballon.
(Siehe Text Seite 319.)

Schirm — um Siesta zu halten. Sie fühlte sich leichter zumute, froher, aber zufriedener war sie doch nicht recht, sie wußte nicht warum. Große, bisher fremde Gedanken und Erwägungen begannen sich in ihrer Seele zu bewegen. Das kleine Samenorn hatte unter dem Staub der Eitelkeit fruchtbare Erde gefunden und zu wachsen begonnen.

„Bin ich etwas mehr, etwas Besseres als das arme Weib dort?“ fragte sie sich selber. „Zwei Erdenwanderinnen, Kinder des gleichen Gottes, das, was nicht für mich taugt, taugt für sie. Auf meinem Kopfe echte Straußenfedern, auf dem ihrigen ein geflicktes, baumwollenes Halstuch. Habe ich wirklich etwas gegeben, indem ich verschienkte, was ich nicht

„D nein, Papa,“ sagte Molly, indem sie sich gegen den Schreibtisch stützte, „aber ich muß Dir etwas mitteilen.“

„Dachte ich mirs doch, daß Du etwas auf dem Herzen hast, und nun willst Du mir Dein Geheimnis von gestern beichten. Nun, um was handelst es sich denn?“

„Um meinen neuen Winterhut.“

„Ach Gott, ist denn die Geschichte noch nicht zu Ende? Ich habe Dir doch gesagt, daß ich von dem Hut nichts mehr hören will. Hast Du ihn denn nicht gekauft?“

„Doch, Papa, ich kaufte ihn gestern für sechzehn Kronen und habe ihn heute um zwölf an Lilly verkauft, und dann schaffte ich mir einen kleinen Filz- hut für fünf Kronen an und verschenkte die übrigen sieben Kronen.“

Molly sah nicht auf. Sie strich mit dem Finger langsam dem Rand des Schreibtisches entlang.

„Aber was soll denn das eigentlich heißen, Molly? Du solltest Dich schämen, mit solchen Geschichten zu kommen. Du bist kein Kind mehr, und ich habe das Recht, ein wenig mehr Verstand von Dir zu fordern. Frauen und Geschäftssachen, ja, die scheinen die unvereinbarsten Dinge auf der Welt zu sein. Siehst Du denn nicht ein, welch ein schlechtes Geschäft Du gemacht hast?“

„Wenn ich ein Geschäft schlecht?“ fragte Molly, ohne aufzublicken.

„Wenn man dabei verliert, natürlich, so wie Du jetzt. Was hast Du gesagt? Du hast einen Hut gekauft für sechzehn Kronen, ihn für zwölf verkauft, sieben Kronen verschenkt und einen anderen Hut für fünf gekauft.“

„Aber, Papa, hier hat niemand verloren, alle haben gewonnen. Lilly gewann vier Kronen, denn der Hut kostete sechzehn, und sie gab nur zwölf dafür; diejenige, welche die sieben Kronen erhielt, gewann gerade soviel, sie ist so arm, muß Du wissen, und trug ein so abgenutztes baumwollenes Galstuch um ihren Kopf — und ich selber, ja, ich gewann am meisten dabei.“

„Und das wäre, wenn ich fragen darf?“

„D, Papa, ich lernte einsehen, daß ich eine eitle Narrin war, daß man nicht das Recht hat, große Summen für Kleider auszugeben, so lange ein einziger Witwensch das notwendigste entbehren muß, daß derjenige, der seinen Körner schmächt, nur seine Seele entblößt. Deine Tochter wird Dich nie mehr um sechzehn Kronen für einen Hut bitten. Du sagtest, daß ich mich schämen sollte, ich tue es auch. Wenn Du wüßtest, wie ich mich meiner schäme.“

Mollys Vater streckte seine Hand aus und zog seine Tochter an sich.

„Du überraschest mich, mein Kind, Du überraschest mich. Wenn Du auch ferner solchen Sinnes bliebest, dann wäre es ein gutes Geschäft.“

Und Molly blieb gleichen Sinnes und hat noch viele ähnliche gute Geschäfte abgeschlossen.

Von Seeräubern und Kapern.

Von Dr. Hans Hasseltkamp.

Die munteren Streiche, die die Herren Russen im Roten Meere an deutschen und englischen Schiffen auszuüben liebten, stellen sich für nichts andres dar, als für eine moderne Form der Seeräuberei. Schiffe, die je nach Belieben und Bedarf die Handels- und die Kriegsflagge hissen, sind in der Geschichte der Piraterie eine wohlbekannte Erscheinung. Die Formen wechseln, die Sache bleibt dieselbe. Die Seeräuberei ist ein uralter und ursprünglich sogar ein vornehmer Beruf. Seit den Urzeiten, da jener von Horaz gefeierte kühne Mann zuerst den gebrechlichen Kiel der wilden Meeresflut anvertraute, hat die See als freies und allgemeines Jagdgebiet gegolten, auf dem der geschickte und mutige Mann reiche Beute gewinnen konnte. Königliche Seeräuber hat es genug gegeben, und um den Beruf des Seeräubers hat von jeher eine romantische Glorie geschwebt, deren schwacher Abglanz noch heute in gewissen Jugendkreisen nachglimmt, die wir in empfänglichen Junglingsjahren mit atem-

loser Spannung und brennenden Wangen gelesen haben. Plutarch erzählt im Leben des Pompejus, daß auch reiche, von ehlem Geschlecht entsprossene und für hervorragend gescheit geltende Männer mit den Seeräubern zu Schiffe gingen und ihrer Sozietät ihre Namen hergaben, gleich als wenn ihnen diese Sache besonderes Lob und Ruhm einbrächte, — eine so lockende Macht lag in dem freien und verwegenen Piratenleben. Die Seeräuber, von denen hier die Rede ist, sind jene, die dem allmächtigen Rom zum Troste die Herrschaft über den ganzen östlichen Teil des Mittelmeeres behaupteten, bis sie von Pompejus in einem glänzenden Feldzuge vernichtet wurden. Es ist dies eines der klassischen Beispiele in der Geschichte, bis zu welcher Machtentfaltung eine Seeräuber-Gesellschaft oder ein Seeräuberhauptmann es bringen kann, wenn der Betrieb organisiert wird.

Auch im germanischen Norden war man Alters her weit entfernt, die Seeräuberei als ein unehrenhaftes Gewerbe anzusehen. Vielmehr galt bei den skandinavischen Völkern, insonderheit bei dem seefahrenden Volke Norwegens, der Seeräuberberuf als eine Art Apnagade der jüngeren Bringen. Der ältere Bruder wurde König, der jüngere Seeräuber, machte reiche Beute, gewann sich vielleicht gar eine Krone und, wenn das Glück ihm lächelte, wohl auch eine schöne Braut. „Seeräuberei und Liebe“, — so könnte man etwa den Roman betiteln, der in einer kurzen Erzählung des Sargus Grammaticus enthalten ist und den wir mit den treuerhigeren Worten des Göttinger Professors Joachim Meier (1728) wiedergeben wollen. Sargus-Meier erzählt nämlich, daß der dänische Prinz Alf, des Königs Sigari Sohn, von der Liebe zum Seeräuber gemacht worden sei. „Denn als er sich um die schöne gotische Prinzessin Alilda beworben, deren Gegenliebe auch erlangt, die Mutter aber dieser Prinzessin diese Verbindung nicht gerne sah und daher der Tochter diesen recht schönen Bringen zuwider machte, wurde diese aus Verzweiflung eine Seeräuberin; wie aber der dänische Prinz solches erfahren, folgte er ihr in dieser Profession und ging gleichfalls zu Schiffe, unter dem scheinbaren Vorwande der Seeräuberei seine Prinzessin zu suchen, welche er auch nach vieler überflandener Mühe und Gefahr fand, und sich mit ihr vermählte.“ Das resolute Verfahren dieser Dame wäre den Amerikanerinnen zur Nachahmung zu empfehlen, die ja auf originelle Methoden, zu einem Manne kommen, so großen Wert legen.

Es waren aber nicht die Norweger und die Dänen allein, die im Norden Seeräub trieben, sondern alle germanischen Völker, die um die See herum wohnten, ließen sich dies Handwerk nicht entgehen. Die Franken, die Friesen und die Sachsen waren arge Seeräuber; die Sachsen suchten die Küsten Galliens heim, ähnlich, wie es später die Normannen taten, die ja schließlich im sonnigen Süden sich so gar einen rechten großen Seeräuberraub gründeten.

Selbst der Ruhm der Vitalienbräuter wird von dem der Flibustier überstrahlt, die im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts eine ganz unerhörte Gewalt in Westindien zu erlangen vermochten. Gerade um die Flibustier weht die ganze Gloriole der Seeräuberromantik; und wunderbarlich genug war diese Bande freilich. Wild und roh bis zum äußersten, hatten sie doch die Sitte, bevor es zum Gefecht ging, andächtig zu beten und sich dabei als reuige Sünder mit geballten Fäusten auf die Brust zu schlagen. Sie kannten keine Schrecken, sie kannten keine Unmöglichkeit. An Bord und während ihrer Züge gab es keine Strapaze, der sie sich nicht unterzogen; in ihren Schlupfwinkeln an Land aber lebten sie mit unerhörter Pracht und Verschwendung, kannten keine Vorsicht und Sparsamkeit, denn sie zählten ihr Leben nur nach Tagen. Die verworrenen politischen Verhältnisse Westindiens und seine verschlungene Inselwelt begünstigten ihre Unternehmungen, die sich in erster Linie gegen die Spanier richteten, aber schließlich jede gute Beute annahmen. Sie begannen mit kleinsten Anfängen und kamen bis zu unerhörter Verwegenheit. Einer ihrer berühmtesten Hauptleute war der Franzose L'Annois, der die Spanier dem-maßen haßte, daß er nicht allein alle, denen er hab-

haft wurde, niedermeßelte, sondern auch jedesmal, wenn er einen abgeschlacht hatte, das von seinem Säbel triefende Blut ableckte.

Die Grenze zwischen Seeräuberei und Kaperei ist nicht so leicht zu ziehen. Der Freibeuter braucht sich im Falle eines Krieges nur für eine der kriegsführenden Parteien zu entscheiden und er ist Kaper. Jedenfalls ist auch der Kapere Krieg eine sehr alte Einrichtung, und schon Teuca, die Königin der seeräuberischen Phryer, hat ihre Untertanen ausdrücklich zur Kaperei gegen die Römer autorisiert. In der Hansezeit war der Kapere Krieg eine ständige Begleiterscheinung jedes Seekrieges; noch 1526 hat der Lübecker Bergenfahrer Karsten Thode mit einem ganz gefährlichen Kaper — oder, wenn man eben will, Seeräuber — einen schlimmen Kampf zu bestehen gehabt. Es war Marten Pechlin, ebenso wie der alte „Seelöwe“ Soren Norby, dessen Gesundheit es erforderte, in den Krankbetten der Lübecker zu mühlen und an ihren Kräuterläden zu riechen“, ein treu geliebener Anhänger Christianus II. von Dänemark in dessen Namen er einen hartnäckigen und erbitterten Kapere Krieg gegen die Hanse führte. Die große Zeit des Kapere Krieges aber war die Napoleonische Zeit. Damals war er organisiert, und es wird angegeben, daß die Franzosen allein zwischen dem Ausbruche des Krieges mit England im Jahre 1793 und am 31. September 1800 743 Kaper erbeutet haben. Damals wimmelten alle Meere von Kapern und Gegenkapern; jedes Kaufschiff, sofern es nicht im Schutze eines militärischen Konvois segelte, muß auf Kampf und Verteidigung eingerichtet sein, der Seemann war Matrose und Seefolbat zugleich, der siegreiche Kaper mußte auf der Hut sein, daß ihm nicht ein Gegenkaper die schöne Beute wieder abnahm und zugleich ihn selbst kaperte, — kurz, es war ein Jagen und Suchen, ein Kreuzen und Spüren, ein Wortstreit der List, Geschicklichkeit und Tapferkeit im Kanal, in Westindien, in der Biskaya, die eine wahre hohe Schule für die Flotte und die Seeleute bildeten.

Holbein, der „kühne Schwimmer“.

Montague Holbein hat den fünften Versuch gemacht, den Kanal zu durchschwimmen, und seinem kühnen Beginnen folgten viele Tausende mit gespanntem Interesse. Zahlreiche Boote begleiteten ihn, und hin und wieder ließ sich einer in das eifig kalte Wasser gleiten, um dem Meisterschwimmer, der stöhnend und pustend, eine unförmige Masse, vorwärtsstrebte, das Geleit auf eine kurze Strecke zu geben. Doch trotz all seiner Bemühungen sollte er das winkende Kap Gris-Nez nicht erreichen, das „gelobte Land“ seiner Sehnsucht nicht betreten. Siegesgewiß und imponierend war sein Start. Die Augen durch eine dicke Maske vor dem salzigen Wasser geschützt, mit dicken Schichten gelblich öligen Fettes eingeschmiert, um dem Körper die Wärme zu bewahren, mit der Badehose bekleidet, so eher einem Klumpen als dem schönen „Monty“ mit dem verführerischen Schnurrbart ähnlich, begab er sich um 4 Uhr 30 Minuten Sonnabend nachmittag unter Hurrarufen der Menge ins Wasser und schob sogleich mit einem kräftigen Stoß vorwärts. Die Sonne schien mild, die See war ruhig, doch das Wasser so eifig, daß ein gewöhnlicher Sterblicher es kaum zwei Stunden in den Fluten ausgehalten hätte. Um 6 Uhr 20 Minuten war der Moment gekommen, in dem Holbein seine erste Mahlzeit zu sich nahm; der große Schwimmer macht den Mund weit auf und sein Freund Fred Duffy bückt sich aus dem begleitenden Boot herunter und stößt dem Champion etwas Bouillon, ein wenig Fleisch und Kakaó ein. Wie eine Maschine in einem stetigen langsamen Tempo, gleichmäßig arbeitend, nimmt der „Held“ seinen Weg. Allmählich zieht die Nacht herauf und die Sterne funkeln über den Booten und dem dunklen Fleck im Wasser, nach dem alle Augen hinschauen. Der Zug rückt in der dunklen Nacht mühsam vor; die flimmernden Lichter der einzelnen Boote schwanken in der ungewissen Finsternis hin und her. Man weiß manchmal in den ent-

ferneren Schiffen nicht, wo der Schwimmer ist, doch seine getreuen Begleitboote sind ihm zur Seite. Da fährt eine große Vergnügungsjacht vorüber; sie ist mit Menschen dicht besetzt und alle rufen Holbein jubelnd zu und wünschen ihm Sieg. Es wird immer kälter, der Wind peift; es wird immer stiller, spärliche Rufe werden laut. Der „Unbezwingliche“, der „Löwenherzige“ Holbein kämpft mit den Wellen. Plötzlich fängt er an zu keuchen und zu brechen; das bittere, ekle Wasser schlägt ihm seine hochgehenden Wellen ins Gesicht und er muß das salzige Naß schrecklich schlucken; doch unerschütterlich strebt er weiter; er schwimmt tiefer im Wasser, er kommt langsamer vorwärts, doch noch hält er aus. Um 2 1/2 Uhr nachts fragte er, ob er schon über 10 Stunden im Wasser sei und schwimmt dann noch weiter. Doch plötzlich kommt seine starke Stimme her vom Wasser aus der Nacht: „Ich bin zu müde; ich muß heraus!“ Nun klettert er wortlos in eine Barke und klimmt dann mühsam an Bord des ihn begleitenden Schiffes, das einen großen Schrei, den Ruf der Dampfpfeife, hören läßt und eilig nach Dover fährt. Eine große Erregung hat sich aller bemächtigt, Holbein ist über 11 Stunden im Wasser gewesen und hat 20 englische Meilen zurückgelegt. Sein Mut ist durch das Festschlagen auch dieses neuen Versuches nicht erschüttert. „Die Kälte war es nicht so, die mich aufzuhalten zwang“, sagte er, „mein Körper war noch warm; aber ich mußte fast während der ganzen Zeit salziges Seewasser schlucken; das verursachte mir Erbrechen und Kollik, wodurch ich wieder sehr schwach wurde. Doch in 14 Tagen werde ich aufs neue versuchen, über den Kanal zu schwimmen.“

Vermischtes.

Drablose Telegraphie in Südwestafrika. Unseren Lesern bringen wir auf Seite 317 eine Abbildung derselben. Sie zeigt die Gesamtanwendung und läßt uns einen Blick in das Innere des Apparates tun, wo sich die Akkumulatoren, der Induktions- und Telegraphenapparat befinden. Um die elektrischen Wellen, die sich bis zum Startort des anderen Truppenträgers mit den Aufhängeapparaten ausbreiten müssen, nicht zu hören, ist es zweckmäßig, die Drähte, von denen die Wellen ausgehen, recht hoch anzubringen. Diesem Zweck dienen die kleinen Luftballons, welche mit Wasserstoffgas gefüllt sind, das sich in eisernen Flaschen auf dem Verdeck des Wagens vorrätig findet. Auf der anderen Station fängt ein zweiter Ballon die Wellen auf und leitet sie an den Drähten in den Signalapparat hinab. Die im Hauptquartier unserer Truppen in Südwestafrika gesandten Apparate für drablose Telegraphie funktionieren tabellos.

Mit dem Ballon in einer Gewitterwolke. Der Rev. J. M. Bacon, der durch seine frühen Fahrten im Luftballon bekannt geworden ist, erzählt in einem längeren Artikel, den er in „Kongmanns Magazine“ veröffentlicht, wie er einmal mit einem Ballon durch einen schweren Gewittersturm gefahren ist. Der Ballon stand in einer Höhe von 3000 Fuß und ward von einem starken Luftstrom getrieben. Wir wandten einer finsternen Wolke, die uns zu Häupten stand, nicht genügend Aufmerksamkeit zu, so daß sie tiefer und tiefer sank, sich fest zusammenballte und uns alle Aussicht benahm. Bald waren wir von diesem grauen Vorhang fast umschlossen, und jeglicher Fernblick war verhängt. Von Newbury aber, dem Ort, von dem wir aufgestiegen, beobachtete uns eine große Menschenmenge, als eine Menge drohender Blitze herniederbrüht, und wunderte sich, warum wir nicht herabstamen. Das erste richtige Warnungszeichen, das wir in unserer schwierigen Lage hatten, war ein Blitzstrahl, der ganz dicht neben uns aufzuckte, und dem ein anderer Strahl sogleich antwortete. Allmählich merkten wir denn, daß wir uns direkt in der Aufsteigungsphase eines furchtbaren Sturmes befanden, und ein gewaltiges Toben und Losen hob alsobald um uns an. Unser bisheriger Wind trieb uns weiter nach Westen; die Sturmwolke wirbelte uns in einer Richtung nach Osten wie rasend fort, und daneben fuhren Schauer eisalter Luft und peitschenden Hagels uns ins Gesicht. Zweifelloso befanden wir uns mitten in einer Gewitterwolke, die Blitze weithin über das Land entsandte; von der nächsten Nähe des Ballons aus schossen die Blitze fortwährend herab, sehr viele sprangen auch von einer Wolke zur anderen über. Einer, der den Boden erreichte, muß von unserer Position aus wenigstens eine englische Meile lang gewesen sein.“

Japanische Patrouillen mit Telephon. Sehr japanische Streifpatrouille ist begleitet von einem geübten und erfahrenen Telephonisten, der eine Rolle trägt, um die eine Menge sehr feinen Telephonadrasches gewickelt wird. Während des Marches ist die Rolle nicht unwidlich, und der Draht schleipet auf der Erde. Die Rolle selbst ist ein Telephon, und wenn die Spähpatrouille mit der Hauptmacht in Verbindung zu treten wünscht, dann wird ein Reiznetz in die Erde gepflanzt und auf seiner Spitze das Telephon befestigt. Im Normfall des also elektrisch ausgerüsteten Telephonobjektes befindet sich eine kleine Batterie und in wenigen Augenblicken ist eine vollständige telephonische

Verbindung hergestellt, und die Patrouille kann dem Hauptkommando Mitteilungen machen. Es können auch mehrere Spähpatrouillen untereinander in Verbindung treten. Die Telephone sind so eingerichtet, daß die Verbindung nur durch eine geheime Vorrichtung hergestellt werden kann und daß das Instrument, wenn es in die Hände der Feinde fällt, absolut unbrauchbar ist.

Was ein Panzerschiff jährlich kostet. In einer der letzten Verhandlungen des englischen Parlaments ist unter anderem auch mitgeteilt worden, was der Unterhalt eines Kriegsschiffes jährlich kostet. Es ergab sich die respektable Summe von zwei Millionen Mark, von denen fast eine Million auf die Unterhaltung und Bezahlung der Offiziere und auf andres Zubehör kommt, 370 000 Mark werden für die Ernährung der Mannschaft, 150 000 Mark für Munitionen usw. ausgegeben.

Ein kostbarer Edelstein. Ueber das größte „Kagenauge“, das fast sieben (englische) Pfund wiegt, berichtete kürzlich eine in Ceylon erscheinende Zeitung. Der Finder war früher ein sehr armer Mann. Vor einigen Monaten jedoch fand er beim Graben nach Edelsteinen ein „Kagenauge“, das er für 25 000 Mark verkaufte. Bald darauf grub er ein zweites aus, das ihm 50 000 Mark brachte, und schließlich hatte er das Glück, den erwähnten großen Stein auszugraben, dessen Glanz vollkommen sein soll. Ein Syndikat dortiger Händler hat ihm 380 000 Mark dafür geboten, aber er hat das Angebot abgewiesen.

Neiteres.

Gelungenes Mißverständnis. Schneiderin: „Och, mein Kind, zur Mama und sage, ich liebe bitten und weiße Garn!“ — Emma: „Mama, die Schneiderin läßt bitten um zwei Zigaretten!“

Kalter Straß. Du, geiern jagte mir der kleine Baron, ich wäre schön wie ein Märchen!“ — „Om! Märchen sangen aber immer an: „Es war einmal!“

Na ja! „... Und wie geht es Ihrer Braut, Herr Leutnant?“ — „Sitzt einem berühmten Maler zu einem Bilde: „Die Seligkeit!“

Höchste Dankbarkeit. Junger Kaufmann: „Herr Kommerzienrat, Sie sind zwar vielfacher Millionär, und die Summe von 5000 Mark, mit der Sie mir aus meiner großen Verlegenheit geholfen haben, mag Ihnen gering erscheinen; mir aber hat sie das Leben gerettet. Fordern Sie von mir, was Sie wollen. Wenn Sie es wünschen, heirate ich sofort Ihre Tochter!“

Ansichtskarte mit Photographie. Photograph: „Sie machen ein viel zu strenges Gesicht, meine Gnädige!“ — Dame: „Durchaus nicht; die Ansichtskarte ist für meinen Mann bestimmt, der augenblicklich Strohwitwer ist, und da kann man gar nicht streng genug aussehen!“

Welterkämpft. Schau, Franzl, i darf schon mein'm Vater das Bier über die Straßen holen.“ — „Das ist noch gar mir — i darf sogar schon sein Winterüberzieher ins Lethaus tragen.“

Immer der gleiche. Frau Professor (deren Mann verweist): „Über nicht wahr, Du vergißt nicht, mir gleich eine Karte zu schreiben?“ — Professor: „Gnäh nicht! Zur Vorsorge will ich mir aber doch Deine Adresse notieren.“

Boologie. Lehrer: „Was weißt Du mir vom Hummer zu sagen?“ — Karlchen: „Er nährt sich von kleinen Fischen und hat vorn zwei Scheren.“ — Lehrer: „Wozu hat er wohl die Scheren?“ — Karlchen: „Damit er die Blechbüchse aufkriegt, worin die Sardinen herumschwimmen.“

Ein Vorsichtiger. „... Und wie suchten Herr Bankier sich gegen Unberechtigt Ihres Kassierers zu sichern?“ — „Ich habe außer dem Kassierer einen Kassienkontrollleur und einen Kassienkontrollleurkontrollleur angestellt.“

Warnung. Der kleine Willi (zum Onkel, der eben einen Ochsen malt): „Du, Onkel, da kommt einer vom Eier-schupverein!“

Triumph der Technik. Ingenieur: „Sehen Sie, diese Bogenlampen da oben über dem Platz haben eine Leuchtkraft von über 2000 Normalkerzen.“ — Moderner Dichter: „Wirklich brillantes Licht; daneben kommt einem der Mond doch recht veraltet vor!“

Naiv. Beim Arzt: „Nun sag' Kleiner, warum weinst Du denn eigentlich?“ — „Ja, die Mutter hat mir und den Hans ein Genspfaster aufgelegt, dem Hans aber ein viel größeres als mir.“

Geschäftliches.

Bei Kindern mit Brechdurchfällen und Sommerdiarrhöen bewährt sich als ausgezeichnetes Nahrungsmittel **Kafete's** Kindermehl ohne Milch in Wasser gerührt, da es die in der Muttermilch enthaltenen Bestandteile im richtigen Verhältnis enthält und daher zur ausschließlichen Ernährung der Kinder dienen kann. Die Eiweißstoffe desselben bilden einen sehr ungenügenden Nährboden für die Entwicklung der Organismen, welche die Durchfälle verursachen, und bewirken daher eine Stillierung der Krankheit.

Doch etwas.



Förster (zum Sonntagsjäger im Wirtshaus nach der Jagd): „So, Herr Jampel, nun begahen Sie, bitte, die Rechnung, damit Sie doch wenigstens etwas erlegt haben.“

Rätsel-Ecke.

Arithmogriph.

- 1 2 3 4 5 6 eine süddeutsche Stadt.
- 2 1 1 ein Fluß.
- 3 5 2 3 eine alte Stadt.
- 4 2 1 1 ein Gemäch.
- 5 6 1 5 ein Hörraum.
- 6 1 5 3 ein Kriegsmann.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen, geben den gleichen Namen wie 1-6.

Charade.

Werd bin ich zur Hälfte,
Zur Hälfte bist ihr Tand,
Erträdt Du mein ganzes,
So hast Du Verstand.

Rätsel.

Wind und Wasser geben,
Mir allein das Leben,
Speise nahn ich nie zu mir,
Stoff zu Brot bereit ich dir.

Auflösung erfolgt in nächster Nummer dieses Blattes.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Bilder-Rätsel.

- I.
Zwei harte Steine maßen nicht gut.
- II.
In der Not frißt der Teufel Fliegen.

S o m o n y m.
Fuchs.

Kreuz- und Quercharade.

Au	ber
Se	gen

Vergleichen Sie

alle Angebote in Herrenkleiderstoffen
in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preise,
dann kaufen Sie bestimmt bei

Christian Günther,

LEIPZIG-
PLAGWITZ
Postfach 112 62.
Bekanntestes
Tuch-Versandgeschäft.

Die Saison-Neuheiten sind eingegangen.
Fordern Sie mit 5 Pfg.-Karte kostenlose Zusendung von Mustern.

